

Das Menschlein Matthias.

26]

Erzählung von Paul Jlg.

„Rufen Sie mich, wenn wir weitermachen können!“ gebot er barsch und warf seine Kontortür zu, so daß sich die Besucherinnen bestürzt ansahen, indes Herr Girsch, ohne eine Miene zu verziehen, einen der schweren Folianten herbeischiebte.

Eine der Damen, Frau Pfarrer Albrecht, ging sodann wohlwollend auf Brigitte Böhi zu, ergriff vertraulich deren Rechte — nur zu herablassend, wie jene wohl merkte! — und bekundete ihren Beifall an der reizvollen Tätigkeit der einstigen Schulkostenen, die Girsch senior mit einigen auszeichnenden Worten vorgestellt hatte.

„Sie müssen wieder einmal einen Abend zu mir kommen, Jungfer Böhi, und mir rechtschaffen berichten, wie's Ihnen geht, nicht wahr? Was macht das Biiblein? Gehl's wohl schon in die Schule?“ forderte sie die Betretene auf, wonach diese plötzlich aller Augen auf sich gerichtet sah. Sie konnte ihre Bedrängnis nicht verbergen, kaum die Tränen zurückhalten.

Wie lange war es denn her, daß sie sich im Geist an die Seite dieser ehrfamen, stattlichen Bürgerinnen gestellt hatte? Und wie weit schien sie nun wieder von ihnen entfernt, wie wenig gleich sie diesen gewandten, selbstsicheren Frauen. Ja, sie empfand es jetzt selbst als freche Annäherung, daß sie ihrem schweren, einsamen Magdium entrinnen wollte. Der Herrgott hatte sie hart genug dafür gestraft. Durfte sie doch keiner Menschenseele mehr frei ins Auge sehen!

An Rache dachte sie nicht. Den brutalen Feind und Zerstörer ihres Lebens betrachtete sie fortan als Werkzeug einer höheren Macht, welcher sie sich willenlos unterwarf. Einige Stündler — so wurden die Mitglieder der Methodistengemeinde genannt — hatten sie darum leichterhand in ihren Kreis gezogen. Seit dem schrecklichen Tage, an dem der vernarrte Weicher Semperle aus verzweifelter Liebe Selbstmord begangen hatte, verkaunte sie vollends keine Bibelsunde mehr. Durch eifriges Beten hoffte sie sich vor seinem „Wiederkommen“ zu schützen. Aber sie konnte nur noch bei hellem Lampenlicht schlafen, obgleich sie sich gegen den Unglücklichen in nichts versündigt hatte. Er war kurz nach dem für sie peinlichen, ihm jedoch willkommenen Geschehnis am Festtag zum drittenmal mit seiner starrsinnigen Frage vor sie hingetreten und wiederum hoffnungslos abgewiesen worden. Nach dieser letzten schwersten Kränkung seiner Eigenliebe hatte er zuerst auch die Geliebte mit dem Tode bedroht und nur mit knapper Not war sie seiner Wut entronnen. Aber darob war ihr das Lachen vergangen, und das Bibelwort: „Lasset uns fröhlich sein!“ konnte sie nicht mehr verstehen. —

So verwandelt und gegen Eitelkeit gewappnet, erschraf sie nicht zu sehr, als ihr Herr Girsch im Weisheit der Gäste den Auftrag gab, den Dessinateur Oberholzer zu rufen. Sie hätte ihn am Ende umgehen, eine der Ausrüsterinnen schicken können. Aber sie wollte nun gerade mit diesem Gang sich wie dem himmlischen Meister einen Beweis ihrer Seelenkraft geben.

Die Mädchen im Saal hatten jetzt wahrlich keinen Grund mehr, auf das Musterfräulein neidisch zu sein. Schien sie doch ihr Aeußeres gesliffentlich zu vernachlässigen; sie trug weder Halskrause noch Manschetten mehr, auch ihre Züge zeigten deutlich Spuren der inneren Zehrung. Bei ihrem Anblick mußte sich die eine und andere fragen, wie solche Verwandlung in wenigen Wochen überhaupt möglich sei. So konnte nur ein tiefwurzelnder Verzicht auf alle Rechte und Freuden des irdischen Seins aussehen. Merkwürdigerweise war Brigitte Böhi darum in der Achtung der meisten keineswegs gestiegen. Was diese von ihrem Geschick erfuhren oder ahnten, machte sie in ihren Augen eher lächerlich, im besten Fall bemitleidenswert.

„Sie ist eben auch zu Kreuz gekrochen, da sie keiner mehr für voll nehmen wollte!“ sagten die Spötter. Abergläubische meinten, der tote Weicher lasse ihr keine Ruhe, der sauge ihr das Blut aus den Waden. Andere, Unduldsame, erklärten den Umschwung mit der beliebten Redensart: „Von der Sure zur Beschwester ist nur ein Schritt!“

„Ach was, der trau, wer mag! Das ist eine ganz Abgeseimtel“ behauptete die „Erste“, welche Brigittes Krallen unlängst noch hatte spüren müssen. „Am Ende will sie sich jetzt mit Frömmigkeit einen Mann kapern. Es ist schon mancher auf diesen Deim gekrochen.“

Die unter so peinlichen Umständen Abgesandte schritt bleich und schwer, wie eine nur halb aus Erstarrung Erwachte durch die Reihen der Ausrüsterinnen, wohl fühlend, daß sie ihre Kraft fast überschätzt habe. Wieder trat ihr lebhaft vor die Seele, wie viel besser sie führe, diese Arbeitsstätte aufs Geratewohl zu verlassen, selbst wenn sie anderswo eine viel geringere Stellung annehmen mußte.

Aber war dann nicht doch Eitelkeit, Hochmut der Grund ihres Rückzugs? Sie wollte sich nicht gern eingestehen, daß ihr Verbleiben in Wirklichkeit eine ganz natürliche, echt menschliche Ursache hatte. Im Musterzimmer der Weiche war ja doch das Werk ihrer Hände aufgestapelt: zehn Jahre sinnfälliger Arbeit, saubere Zeugnisse ihrer Liebe zur Sache, recht ein artig Teil des großen Ganzen, in dem und von dem die Tausende lebten! Jene riesigen, ihrer Gut vertrauten Folianten, die Girsch senior seinen Gästen soeben mit Stolz vorzeigte, hielten Brigitte gleichsam mit Armen fest; sie waren ihr tener wie lebende Wesen. Das war ein recht ehrenwürdiges Band, allein sie traute auch dem nicht mehr, weil doch auch in diesem Betracht der Spruch: „Alles ist eitel!“ recht behielt.

Herr Oberholzer war nicht in seinem Zimmer, als Brigitte eintrat, doch hörte sie ihn nebenan, in der Abteilung für Vergrößerer, rumoren. Sie schloß also die Saaltür zu, hielt die Klinke vorsichtig fest und barnte eine Weile, bis der Befürchtete in seiner samtigen Künstlerjacke erschien. Dann entledigte sie sich des Auftrags, ohne anzublicken, in aller Bescheidenheit. Es war kein Hauch von Haß oder Troß in ihrer Stimme. Aber ein flüchtiger Blick auf das so jäh entjünglichte Wesen ging dem Hornhäuter näher als jegliche Wallung der Leidenschaft. Er hatte ja lange schon einen Ueberfall erwartet, sich genugsam verächtelt gegen Weibergeräusche und -tücke. Eine rasende Megäre konnte er mit einem Hohngelächter heimlich schiden. — Vor dieser Miene völliger Abdankung, diesem Trübsalsblick „Jesu, meine Zuversicht“ entsank dem Uebelthäter der haarige Gleichmut. Und was seinen Stolz am meisten kränkte . . . sie sah nicht danach aus, als möchte sie je noch eine Tattat von seiner Hand empfangen.

„Dem alten Jud' bestell Du meinethwegen, der Oberholzer hab' andres vor, als kuriosen Weibern den Hof zu machen. Er soll sehen, wie er mit ihnen fertig wird!“ beschied er die Wartende sachgrob wie nur ein unbeschränkter Machthaber. Als sie jedoch mit diesem Floben schleunig abgehen wollte, hielt er sie handgreiflich zurück.

Einige Sekunden sahen sich die beiden stumm, erwartungsvoll, ihre Kräfte sammelnd, in die Augen. Ein heißer Kampf, blutiger als mit Keulen und Schwertern, entspann sich von Seele zu Seele . . . so, als ständen sie miteins allein in der Welt und dennoch jedes für sich entschlossen, den Gegner auf der Stelle niederzuringen. Als das ihr widerfahrene Leid formte sich im Blick des entwürdigten Weibes zur geschliffenen Waffe, unter welcher Dünkel und Uebermut des ungerechten Mannes kläglich zusammenschrumpften. Nie noch war er der Blut des schuldlosen Glends so nah gekommen, sein Hirn fing Feuer, und alles, was ihm an Unzug, Härte und Kälte eigen war, reichte nicht aus, den Brand zu löschen. Manden Frebel hatte er freilich auf dem Gewissen, aber jeder andere erschien ihm federleicht im Vergleich zu dem, dessen Brigitte Böhi ihn anklagte.

„Du wirst, schäh' ich, wissen, was Du mir für eine Mamage angerichtet hast! Was brauchtest Du den Leuten von einer Heirat zu faheln? 's Maul gleich so voll zu nehmen? Schreib's also Deinem Unverständnis zu, daß es anders gegangen ist, als Du dachtest!“ versuchte er ihr stummes Urteil anzufechten. Er wirbelte den roten Schnurrbart auf und rollte die Augen vor Hilflosigkeit.

„Nein, ich weiß nicht, was Sie meinen und womit ich gefehlt haben soll. Sie sind damals zu mir gekommen, nicht ich zu Ihnen. Was Sie von mir wollten . . . das, allerdings . . . ich hab' es zu spät begriffen. Aber wichtigstens weiß ich jetzt, daß es so besser um mich steht, als wenn wir doch noch zusammengekommen wären!“ entgegnete sie leise, abgewandt

mit Leib und Seele. Sie fuhr sich dabei über die Stirn, als müßte sie ihre ganze Vergangenheit fortwischen.

„So, meinst Du? Und der Bub . . . was wird aus dem?“

„Das weiß ein anderer. Solang ich gesund bin, sorg' ich schon für ihn.“

Der unerschütterliche Ton, aschgrau, trübselig wie sieben Tag Regenwetter, ging ihm ärger auf die Nerven als Grabgeläut und Leichenbittersprüche.

„Verstodtes, einfältiges Stündergewäsche! Hab' ich Dir nicht gesagt, daß ich willens bin, ihn ordentlich auszurüsten und schulen zu lassen?“ fuhr er noch einmal auf ihren Starrsinn los. Es mußte mit aller Gewalt heraus, obwohl er damit nur die neuerwachte Vatersehnsucht verriet — die Stelle seiner Menschlichkeit. Verflucht ja, er konnte sich das zutrauliche Bürschchen nicht so leicht aus dem Sinn schlagen wie etwa einen mit Schnur und Haken abgegangenen Focht. Immer wieder gelüstete es ihn, sein „Ebenbild“ zu betrachten, den blonden Krauskopf zu hätscheln, die unterhaltfame kindliche Neugier zu stillen. Oberholzer junior! Die Ohren läuteten ihm Tag und Nacht davon. Was er den Treustädtern für einen fernigen Nachfolger aufzurichten gedachte! Kein geschneiegeltes, wässriges Ehefrüchtchen, holla! sondern ein heimlich und wildgewachsenes Pflänzchen, vor dem die Pastoren und sonstigen Botaniker sich bekreuzten, weil sich's nicht einschachteln ließ, weil's ihnen im Handkehrum über den Kopf wuchs und dazu allerlei üppige Blüten trieb, so daß sie wiederum bekennen mußten: „Kein Wunder, wenn der alte Tunichtgut dahinter steht . . . der Schützenkönig. Da hat der allweg seinen besten Schuß getan!“

So mußte es kommen. Das wollte er sich, beim Strahl, nicht verflümmern lassen. Und sollte er der Mutter den Tod antwischen, um des Kleinen habhaft zu werden!

Erriet Brigitte diese wunderliche Liebesflamme und fühlte sie, wider alle Demut, die ihr über den Verderber verliehene Macht der Rache? Es schüttelte sie plötzlich von innerer Kälte; sie hatte mehr als genug vernommen. (Fortf. folgt.)

Aus der Werkstatt.

Von Hermann Gesse.

Es war gegen Anfang des Winters, an einem Montag, und wir hatten alle schwere Köpfe, denn am Sonntag hatte ein Kollege aus der Stecherschen Maschinenbauerei seinen Abschied gefeiert, und es war spät geworden und hoch hergegangen mit Bier und Wurst und Kuchen. Nun standen wir trüg und schläfrig und verdrossen an unseren Schraubstöcken, und ich weiß noch, wie ich den Hannekefried beneidete, der eine große Schraubenzange auf der englischen Drehbank hatte; ich sah oft zu ihm herüber, wie er an der Schiene lehnte und blinzelte und so halb im Schlaf die bequeme Arbeit tat. Zu meinem Aerger hatte ich eine heille Beschäftigung, das Nachfeilen von blanken Maschinenteilen, wobei ich fast jede Minute den Kaliber brauchte und beständig mit ganzer Aufmerksamkeit dabei sein mußte. Die Augen taten mir weh und meine Beine waren so unausgeschlafen und müde, daß ich fortwährend den Tritt wechselte und mich oft mit der Brust an den oberen Knopf des Schraubstockhebels lehnte. Und den anderen ging es nicht besser. Der Senfjodel hieb schon eine halbe Stunde an einen Eisenjagblatt, und der Karle hatte soeben den Meißel, den er schärfen sollte, in den Schleifsteinrog fallen lassen, und sich die Finger dabei aufgerissen. Wir hatten ihn ausgelacht, aber nur schwächlich; wir alle waren zu müd' und verstümmt. Auch konnten wir nicht faulenzgen, denn nebenan im Modellierzimmer war der Meister am Geschäft und sah alle Augenblicke durch die Tür zu uns heraus.

Aber der kleine Kassenjamer war das wenigste, das wußten wir alle, wenn auch keiner davon reden mochte. Oft genug war es gerade am Morgen nach einer Zecherei in der Werkstatt extra lustig zugegangen. Diesmal hörte man nicht einmal die üblichen Anspielungen auf gestrige Ereignisse und keinen von den gewohnten komischen Bierflüchen. Alle hielten sich still und fühlten, daß etwas Beinliches im Anzuge war. Und das alles galt unserm ältesten Gesellen, dem Hans Bastel. Er hatte schon seit acht Tagen auf Schritt und Tritt Reibereien mit dem Meister gehabt, namentlich mit dem jungen, dem Meistersohn, der neuerdings das Regiment fast allein führte. Und seit ein paar Tagen konnte man spüren, daß ein Unwetter drohte, die Stimmung in der Werkstatt war schwül und bedrückt, die Meister redeten nichts, und die Lehrlinge schlüden scheu und ängstlich herum, als schwebte immer eine ausgestreckte Hand ihnen über die Ohren.

Dieser Hans Bastel war einer der tüchtigsten Mechaniker, die ich kenne, und stand nun über ein Jahr bei uns in Arbeit. In dieser Zeit hatte er nicht nur meisterlich gearbeitet und andere alle in Schätzen gestellt, sondern auch manche Neuerungen und Verbesserungen im Betriebe eingeführt und sich beinahe unentbehrlich gemacht. Anfangs hatte es mit dem jungen Meister, der ihm

ewig widersprach und sich keinen Gehilfen über den Kopf wachsen lassen wollte, häufig kleinere Zerwürfnisse gegeben, namentlich, da Hans Bastel eine verstedte Fähigkeit und gelegentlich ein trohige, höhnisches Wesen sehen ließ. Dann aber hatten die zwei Männer, welche beide in ihrem Berufe mehr als das Gewöhnliche leisteten, einander einigermassen zu verstehen begonnen. Der Jungmeister arbeitete nämlich insgeheim an einer Erfindung; es handelte sich um einen kleinen Apparat zum selbsttätigen Abstellen der großen Chemnitzer Stridmaschinen, eine sehr praktische, wertvolle Sache. Daran experimentierte er nun schon eine Weile herum, und war oft halbe Nächte damit allein in der Werkstatt. Hans Bastel aber hatte ihn belauscht und war, da ihn die Sache interessierte, zu einer etwas anderen, glücklicheren Lösung gekommen. Dann traten wieder Verstimmungen ein, denn der Geselle erlaubte sich gelegentlich manche Freiheiten, blieb Stunden und halbe Tage aus, kam mit der Zigarre ins Geschäft usw., lauter Kleinigkeiten, in welchen unser Meister sonst äußerst streng war und die er ihm nicht immer ungescholten hingehen ließ. Doch kam es nie zu ernstlichem Zank, und mehrere Wochen lang war völliger Friede im Hause gewesen, bis kürzlich wieder eine Spannung eintrat, die uns alle besorgt machte. Einige sagten, der Geselle sei dem Jungmeister auf Liebeswegen ins Gehege gekommen, wir anderen waren der Ansicht, Hans Bastel habe vermullich ein Unrecht an dem Mitbesitz der kleinen Erfindung geltend machen wollen, und jener weigerte sich, dies ihm zuzustehen. Sicher wußten wir freilich nur, daß der Geselle seit Monaten einen übertrieben hohen Wochenlohn erhielt, daß er vor acht Tagen abends im Modellierzimmer einen sehr lauten, zornigen Wortwechsel mit dem Jungmeister gehabt hatte, und daß seither sich die beiden grimmig anschauten und einander mit einem böswilligen Schweigen auswichen.

Und nun hatte der Hans Bastel es gewagt, heute Blauen zu machen! Es war bei ihm schon lange nimmer vorgekommen und bei uns Kollegen überhaupt nie, denn von uns wäre jeder sofort entlassen worden, wenn er einmal Blauen gemacht hätte.

Es war, wie gesagt, kein guter Tag. Der Meister wußte, daß wir nachts getrunken hatten, und sah uns scharf auf die Finger. Seine Wut über das Ausbleiben des Gesellen mußte nicht klein sein, denn es lag eilige und wichtige Arbeit da. Er sagte nichts und ließ sich nichts anmerken, aber er war bleich und sein Schritt war unruhig; auch blickte er öfter als nötig auf die Uhr.

„Das gibt 'ne Sauerei, Du,“ flüsterte Karle mir zu, als er an meinem Platz zur Esse ging.

„Glaub's auch, und keine Meinel!“ sagte ich.

„Zum Donner, was gibt's da zu schwätzen?“ schrie da der Meister herüber, und man merkte seiner Stimme an, daß es in ihm trieb und würgte.

„Was gefragt hat er mich,“ rief er zurück; „man wird doch auch zwei Worte reden dürfen.“

„Seid ruhig, Faulpelze, oder Ihr könnt' Euch wundern!“

Ja, wir waren gern ruhig.

Kurz vor Mittag kam der Altmeister für eine Viertelstunde in die Werkstatt.

„Fleißig?“ rief er uns zu.

„Ein bißchen,“ antworteten wir.

„Ich glaub's schon, daß Ihr Euch nicht überschaffet,“ brummte er. Und plötzlich blieb er stehen.

„Wo ist denn der Bastel?“

Es gab keiner Antwort.

„Wo der Bastel ist, frag' ich!“ rief er heftiger.

Ich zuckte die Achseln.

„Noch gar nicht gekommen heut'?“

„Nein.“

Er ging zu seinem Sohn hinüber und fing dort zu schimpfen an; das tat er täglich, und es war nicht schlimm gemeint.

„Eine nette Ordnung in der Werkstatt, seit Du meisteerst,“ hörten wir ihn sagen. Der Jungmeister gab, wie gewöhnlich, keinerlei Antwort, und der Alte brummte weiter, fand da und dort etwas zu tabeln und anderes zu wünschen, ohne daß der Sohn darauf hörte. Dann ging er wieder, und unter der Tür sagte er noch: „Mit dem Bastel reb' ich aber noch.“

Da kam der Junge ihm nach und sagte: „Nein, das bitt' ich mir aus. Mit dem Bastel reb' ich selber.“ Er sah uns an, während er es sagte. Und so oft wir alle den Hans schon beneidet hatten, in dieser Stunde hätte keiner von uns der Hans Bastel sein mögen.

Die Mittagsstunde war vorbei, und es berging auch allmählich der lange Nachmittag, freilich entschlich langsam, denn die verhaltene Wut machte den Meister zu einem unerträglichem Arbeitsnachbar. Er gab sich, obwohl er stets nach unseren Arbeiten sah, nicht mit uns ab, ja er schmiedete sogar ein größeres Stück, statt einen von uns an den Vorhammer zu kommandieren, allein, und dabei ließ ihm der Schweiß übers Gesicht und tropfte zischend auf den Ambos. Uns war ums Herz, wie im Theater vor einer Schredenszene oder wie vor einem Erdbeben. (Schluß folgt.)

Wie lang ist der Tag?

Von Hans Riba.

Wenn wir die Frage aufwerfen, wie lang der Tag sei, so werden prompt gegebene Antworten nicht ausbleiben. Der eine, der an den natürlichen Tag denkt, an dem die Sonne scheint, weiß

darauf hin, daß die Tageslängen mit den Jahreszeiten wechseln, und daß man daher ein bestimmtes Maß nicht festsetzen könne. Der andere hat dagegen den Sonntag im Auge, und er fragt wohl erstaunt, ob es denn nicht bekannt sei, daß er genau 24 Stunden umfasse, und daß er so lange dauere, als der kleine Zeiger einer richtig gehenden Uhr zu zwei Umläufen brauche?

Und doch ist es lohnend, diesem Gegenstand ein wenig nachzugehen. Denn einmal ist — oder war es — durchaus keine leicht zu lösende Aufgabe, das Tempo für den Zeiger der „richtig“ gehenden Uhr zu bestimmen, und ferner gilt es doch, wenn der bürgerliche Tag ins Auge gefaßt wird, sich etwas mehr über die wechselnden Tageslängen Klar zu werden.

Wenn die Sonne im Süden am Himmel steht, das heißt, wenn ihr Mittelpunkt gerade durch den Meridian eines Ortes wandelt, so hat sie an diesem Tage dort ihren höchsten Stand erreicht. Sie „kulminiert“, wie der Astronom sagt; das heißt: sie „gipfelt“. Dann hat der betreffende Ort „wahren“ Mittag. Der Augenblick seines Eintretens wird mit seinen Apparaten bestimmt, und so hebt sich aus dem Lauf des natürlichen Tages zunächst ein Zeitpunkt heraus, der sich besonders gut fassen läßt.

Bestimmen wir nun an zwei aufeinander folgenden Tagen den Zeitpunkt des wahren Mittags, so haben wir einen sogenannten „wahren“ Sonnentag abgegrenzt. Und es läge nun nahe, eine Näderuhr derart einzurichten, daß sie innerhalb eines solchen Zeitraums genau 24 Stunden markiert. Wir hätten dann die Tageslänge mit unserem Zeitmesser festgelegt, und es bliebe uns weiterhin unbenommen, den Tag selbst entweder zu Mittag anzufangen, wie dies der Astronom liebt, der nicht gern in der Nacht einen Datumwechsel vornimmt, oder ihn zwischen Mitternacht und Mitternacht auszuspannen, wie es sonst bürgerlicher Brauch ist.

Hier zeigt sich nun aber eine große Schwierigkeit: die verschiedenen wahren Sonnentage sind einander nämlich nicht gleich! Nichtete sich unsere Näderuhr daher nach dem kürzesten Tag, so würde sie im Lauf eines Jahres mehr Tage abmessen, als uns die Natur wirklich zumißt. Und umgekehrt müßte unsere Näderuhr nachhinken, wenn sie ihr Tempo nach dem längsten Tag bemessen hätte.

Die ungleiche Länge der verschiedenen Sonnentage befremdet vielleicht gerade den Laien, der in das große Weltuhrwerk das Vertrauen setzt, daß es nicht „falsch“ weisen könne. Aber es arbeitet doch nicht „falsch“, wenn es uns auch nicht das Vergnügen bereitet, die Zeitrechnung besonders bequem zu gestalten. Auch die Länge des Jahres fällt ja nicht mit einer runden Summe von Tagen zusammen, wie man es wünschen möchte.

Die Ursachen der erwähnten Verschiedenheiten sind etwas verwickelter Art. Bewegt sich die Erde in einer Kreislinie um die Sonne und stände ihre Achse genau senkrecht auf der Ebene ihrer Bahn, so würden die wahren Sonnentage gewiß alle dieselbe Zeit umspannen. Nun wird sich aber jeder, der einmal ein Tellurium (Apparat zur Darstellung der Erd- und Mondbewegung) gesehen hat, das die Bewegung der Erde um die Sonne darstellt, daran erinnern, daß die Erdbachse nicht unerheblich schräg gegen die Bahn geneigt ist, die sie durchläuft. Schon darin liegt eine Ursache jener Unregelmäßigkeit. Und noch ein anderer Umstand wirkt mit. Es läuft die Erde nicht im Kreis um das Tagesgestirn, sondern sie beschreibt eine Ellipse, in deren einem Brennpunkt die Sonne steht. Allerdings ist die Bahn nicht allzuflach gedrückt. Und wenn jene Apparate, die uns die Erdbewegung veranschaulichen wollen, eine Kreisbahn vortäuschen, so ist dies damit zu entschuldigen, daß es sich nicht lohnen würde, einen verwickelten Mechanismus zu erfinden, der jener nur geringen Abweichung von der Kreislinie gerecht würde. Für unsere Zeitrechnung ist diese Unregelmäßigkeit jedoch auch bedeutsam, und die elliptische Form der Erdbahn trägt mit dazu bei, die Sonnentage verschieden lang werden zu lassen. Einmal braucht die Erde etwas mehr, ein anderes Mal etwas weniger Zeit, bis sie die Sonne im Meridian gefaßt hat.

Nun gibt es aber einen anderen „Tag“, dessen Länge eine ganz bestimmte und unveränderliche bleibt. Bekanntlich beschreiben die Fixsterne am Himmel stets dieselbe Bahn. Stellen wir daher ein Fernrohr momentan auf irgend eines dieses Gestirne ein, und sichern wir dann seine Lage, so muß der betreffende Stern nach einer gewissen Zeit wieder im Fernrohr sichtbar werden. Er hat dann gerade einen Umlauf vollendet, und dessen Zeitraum nennt der Astronom einen „Sterntag“. Diese Tage sind aber — im Gegensatz zu den Sonnentagen — einander völlig gleich.

Das erscheint vielleicht deshalb sonderbar, weil sich die Erde in ihrer jährlichen Bahn an Punkten befindet, die etwa 800 Millionen Kilometer von einander entfernt sind. Sollte man darum nicht vermuten, daß wesentliche perspektivische Verschiebungen das Gleichmaß der Sterntage stören müßten? Aber eine Strecke von 300 Millionen Kilometern bedeutet im Weltraum so wenig, daß sie für unsere Betrachtung vernachlässigt werden kann. Es dreht sich die Erde also gleichmäßig auf der Stelle. Und wenn auch nachgewiesen worden ist, daß sich ihre Umdrehungsgeschwindigkeit verändert, so wird dies doch erst in derart gewaltigen Zeiträumen bemerkbar, daß man der Drehung der Erde um sich selbst eine Gleichmäßigkeit zusprechen darf, die eine stets gleiche Länge der Sterntage gewährleistet.

Aber auch der Sterntag eignet sich nicht als Maß! Das läßt sich an einem Beispiel leicht erörtern. Am den 9. Dezember steht der Orion 12 Uhr nachts — nach unserer Uhr — etwa im Süden am Himmel, wo er kulminiert. Bezeichnete man daher den Moment, wo er die größte Höhe erreicht hat, als „Mitternacht“, so wäre in diesem Fall wenig dagegen einzuwenden. Berücksichtigt man jedoch, daß die Kulmination des Orion am 9. Januar schon um 10 Uhr nachts eintritt, und daß weiter monatlich ein Vorrücken um zwei Stunden stattfindet, so erkennt man, daß der Sterntag keine passende Einheit ist. Er ist zu kurz, und er vermag daher den natürlichen Verhältnissen nicht zu entsprechen. Denn wir werden doch verlangen, daß unsere Uhr wenigstens ungefähr — mehr darf allerdings nicht gefordert werden — auf zwölf weise, wenn die Sonne den Mittag kündigt. Bei Anlehnung an den Sterntag würden aber Mittag und Mitternacht in kühnster Weise durch die hellen und dunklen Stunden wandern.

Und darum muß unsere Näderuhr doch nach dem Sonntag gestellt werden. Sorgfältige Berechnung hat aber dafür einen Durchschnittswert gefunden; den sogenannten „mittleren“ Sonnentag, den eine „mittlere“ Sonne heraufführt: eine freilich nur gedachte Größe, die aber hübsch regelmäßig arbeitet. Dieser mittlere Sonnentag ist es, den unsere Näderuhren abmessen, indem der kleine Zeiger seine zwei Umläufe vollendet. Er ist rund vier Minuten länger als der Sterntag, und daher rührt es auch, daß letzterer im Monat um zwei Stunden hinter ersterem nachhinkt.

Damit haben wir aber einen Zwiespalt angedeutet, der zwischen Näder- und Sonnenuhr bestehen muß. Geht nämlich die Sonne durch den Meridian, so kann die Näderuhr im allgemeinen in diesem Moment nicht auch auf 12 Uhr weisen. Denn wahrer und mittlerer Mittag decken einander eben nicht. Und tatsächlich findet die Uebereinstimmung zwischen beiden auch nur viermal im Jahre statt. Im übrigen erreichen die Abweichungen einen Betrag bis zu 16 Minuten.

Auch die beste Näderuhr muß bisweilen wieder richtig gestellt werden. Und wir können die nötigen Weisungen lediglich von der Sonne nehmen, wenn wir auch mit der Sonnenuhr nicht ganz zufrieden sind. Eine Regulierung unserer Uhr nach der Sonne kann freilich nur mit Hilfe der Zeitgleichungstabellen ausgeführt werden. Diese geben für jeden Tag an, wie viele Minuten und Sekunden der kleine Zeiger der Näderuhr vor oder nach 12 gestellt werden muß, wenn die Sonne gerade durch den Meridian wandert. So wird die Näderuhr auf die richtige mittlere Ortszeit eingestellt, woraus sich dann z. B. für Punkte, die nicht auf dem mitteleuropäischen Meridian liegen, durch eine feste Addition oder Subtraktion die mitteleuropäische Zeit ergibt.

Während so der mittlere Tag eine bestimmte Größe ist, haben die natürlichen Tage, die sich mit den Nächten in die Herrschaft teilen, eine mehr oder minder veränderliche Länge.

Am Aequator sind Tag und Nacht allerdings stets gleich; fast dämmerungslos bricht der Tag früh um 6 Uhr herein, und ebenso rasch löst ihn die finstere Nacht nach 12 Stunden wieder aus. An den Polen schwebt dagegen die Sonne ein halbes Jahr lang über dem Horizont, woraus dann die endlos scheinende Polarnacht entsteht, die oft so drückend auf das Gemüt jener Männer zu wirken pflegt, die kühner Forschungstrieb in jene unwirklichen Gefilde lockte.

In den mittleren Breiten führt die wechselnde Tageslänge das Spiel der Jahreszeiten herauf, das gewiß nicht ohne Reiz ist. In Deutschland währt der längste Tag schon rund 16 bis 17 Stunden, und ihm folgt dann nach einem halben Jahre eine ebenso lange Nacht. Stets wechseln hier innerhalb 24 Stunden Hell und Dunkel. Wer daher den Anblick der mitternächtlichen Sonne genießen will, muß mindestens bis zum nördlichen Polarkreis reisen, wo er dies wunderbare Schauspiel einmal im Jahre bewundern mag.

Uebrigens sorgen gewisse freundliche Einflüsse unserer Atmosphäre dafür, daß die Zeit der Helligkeit länger währt als das Wandern der Sonne über dem Horizont. Denn auch nach Sonnenuntergang herrscht bei uns noch geraume Zeit einiges Licht, und am Morgen zieht dem Sonnenaufgang oft jener leuchtende Glanz voraus, den wir so gern bewundern. Die Zurückwerfung der Lichtstrahlen in der Luftschle, die unsere Erde umgibt, erzeugt nämlich noch — oder schon — Dämmerungerscheinungen, wenn die Sonne 18 Bogengrade unter dem Horizont weilt. Daher kommt es, daß es in mancher Sommernacht nie völlig dunkel wird. So hält beispielsweise in Berlin die Dämmerung etwa von Mitte Mai bis Ende Juli die ganze Nacht an, da die Sonne während dieser Zeit nicht mehr als 18 Grad unter den Horizont taucht. Dagegen ist die Dämmerung um die Zeit der Tag- und Nachtgleichen erheblich kürzer.

Eine eigentümliche Wirkung übt auch die astronomische Strahlenbrechung aus. Denken wir uns die Sonne genau am Horizont stehend. Dann mögen Lichtstrahlen von ihr so auf uns zweifen, als ob sie die Abflucht hätten, ein wenig über unserem Kopf dahinzustuten. Dabei müssen diese Strahlen aber durch die immer größere Dichte der Luftschichten, die sie zu durchdringen haben, so gebeugt werden, daß sie die Bahn eines flachliegenden Geschosses zu beschreiben scheinen, wobei sie unser Auge doch schließlich treffen. Nun suchen wir einen erhauten Gegenstand aber bekanntlich dort, woher sein Licht kommt oder zu kommen

scheint. Und da der letzte Teil des Strahlenbogens ein wenig aufwärts weist, sehen wir die Sonne tatsächlich über dem Horizont. Deshalb erblicken wir auch das noch nicht aufgegangene Ostfries schon dort, und wir schauen es auch noch, nachdem es bereits seit mehreren Minuten untergegangen ist.

Nach der Winterfornenwende werden die Tage wieder länger. Langsam freilich zuerst. Aber dann holen sie durch um so rüstigeres Wachstum das Veräumte nach.

Wenn der Frühling kommt!

Zweierlei Fleiß.

Eine pädagogische Betrachtung.

Was Fleiß ist, lieber Leser, das glaubst Du wohl zu wissen! Das — meinst Du — müßten die am besten wissen, die unter Anspannung aller physischen und psychischen, aller körperlichen und geistigen Kräfte, ringen, um das bishigen Notdurft, das wir dann "Leben" nennen sollen. Doch davon will ich Dir nicht reden. Nicht in die Fabrik mit den donnernden Maschinen will ich Dich führen, wo jeder Nerv und jede Sehne sich spannt und alles sich eint zum Schönheitsbilde rastlosen Menschenfleisches. Nein, eine Fabrik will ich Dir zeigen, in der der Fleiß gemacht wird. Das gib's nicht, meinst Du. Ich sage Dir, es gibt manche Dinge zwischen Himmel und Erde, die so klug sind, daß Du sie Dir nicht träumen läßt, aber auch andere, die so dumm sind, daß ein Botoleude über sie lachen müßte.

Fleiß! In meinem pädagogischen Lehrbuch — das ist solch Ding, woraus man lernen kann, Kinder zu "Menschen" zu prägen! — steht: "Der Fleiß ist die freiwillige Tätigkeit des Menschen, die ihn alle seine Gaben und Kräfte in den Dienst des zu erreichenden Zieles stellen läßt." — Hübisch, nicht? Zwar schüttelst Du leise den Kopf und meinst, Fleiß sei doch eher eine Eigenschaft als eine Tätigkeit. Ja, siehst Du, das muß der Professor besser wissen. Und wir wollen heute nicht mit ihm rechten. Aber in die Fleißfabrik, Schule nennt man's sonst, sollst Du mal mitkommen.

Da treffen wir schon den Rektor auf der Treppe. Zieh nur tief den Hut und mach den Buckel krumm. Das ist ein sehr gestrenger Herr. Und Sozialdemokraten mag er nicht leiden. Er ist Vorsitzender in einer Wehrvereinsgruppe. Na, aber wir haben ja auch kein Schild um: Achtung! Sozialdemokrat! Und wenn wir recht krumme Buckel machen, merkt er's am Ende nicht. Ich will ihn nur mal fragen. Ich weiß schon, wie man mit solchen Herren umgehen muß, hab' sie ja lange genug als "Vorgesetzte" gehabt. "Hochberechtester Herr Direktor." Er sieht mich ärgerlich an. "Verzeihen Euer Gnaden untertänigst, wenn wir es wagen, Sie mit unserer Gegenwart zu belästigen, Sie in der Arbeit zu stören, Ihnen einige Minuten Ihrer kostbaren Zeit zu rauben."

Er blinzelt erhaben über die Brillengläser. "Wir bedauern in unserer Unwissenheit nicht einmal sagen zu können, was Fleiß ist und hielten Euer Gnaden für die zur Auskunft einzig kompetente Stelle. Würden Euer Gnaden geruhen, aus dem Schatze Ihres Wissens uns mit ein paar Worten aufzuklären?"

Er räuspert sich und beginnt: "Fleiß ist et was (!), was keinem Menschen angeboren ist, und was doch eins der höchsten Erdengüter ist." — Meine Augen fallen auf einen Schulpruch an der Wand: "Gott sah an alles, was er gemacht hatte, und siehe, es war sehr gut." Er folgt meinem Blick, krausp die Stirn und fährt mit erhobener Stimme fort: "Fleiß ist etwas, was einem erst in der Schule aneuerzogen werden muß. Mancher lernt leicht fleißig sein. Manchem verhilft nur der Knüttel zu der freiwilligen Tätigkeit. Mancher aber", und dabei blickt er mich scharf an, "lernt es nie. Fleiß ist gar nicht etwa zu verwechseln mit der Freude an der Arbeit. Welche nicht! Freude an der Arbeit — das kann jeder haben, das ist kein Verdienst, ist sogar eine menschliche Schwäche. Deshalb fällt der Schule die Aufgabe zu, zunächst einmal dem unerzogenen Kinde die Freude an der Arbeit zu verleiden und auszutreiben. — Dann erst kann man von Fleiß reden. — Fleiß ist die Überwindung des Widerwillens, des durch die Schule künstlich erzeugten Widerwillens gegen die langweiligen und stumpfsinnigen Arbeiten, die vor allen Dingen möglichst zwecklos sein müssen. Je langweiliger und stumpfsinniger die Arbeit, desto höher ist der "Grad" des Fleißes zu bemessen. Wer seine Arbeit mit Lust und Liebe tut, ist doch nicht etwa fleißig. — Das ist keine Kunst!"

Nicht wahr, das klang ungeheuerlich. Und jeder Rektor und Lehrer wird sich schön hüten, so etwas zu sagen. Aber er handelt nach diesen Grundfragen — nicht um ein Haar anders. Und schließlich spricht doch die Tat. Und wie ich so sinne, da fällt mein Blick wieder in das "pädagogische Lehrbuch": "das gesamte Tun und Treiben in der Schule muß in dem Kinde den Eindruck erwecken, daß hier fleißig gearbeitet und Trägheit nicht geduldet wird". Na also, ich höre schon den Knüttel faulen, auf daß er zu "freiwilliger" Tätigkeit erziehe. "Trägheit wird hier nicht geduldet", das wäre doch eine Devise, die an der Stirn jedes Schulhauses in goldenen Buchstaben prangen müßte.

Zammervoller Lehrer, der den Knüttel braucht, um eines Kindes schmiegamen Willen zur Arbeit zu lenken. Vor meinem Auge erstehen die Schulen, die ich sah, da man die Worte Trägheit und Fleiß nur dem Namen nach kennt. "Verrückte Reformen" sagte über-

legen lächelnd neulich ein Direktor. Er tat mir in der Seele leid, der arme Mann, der eines Kindes Seele für einen Holzloß hält, den er mit seinen klüglichen Händen bekauen muß. Daß Mißleid mit jenen Unteroffizierspädagogen, die heute unsere Schulen regieren! Und seid doch hart und herzlos, sie sind es, die die Seelen jener Kinder vernichten. Und ich sehe wieder die Schulen jener "verrückten Reformen", die da im Kinde den Menschen achten. Da man niemand zur Arbeit zwingt, und da doch jeder, jeder seine Arbeit tut mit Freude aus freiem Willen, die er gezwungen mit Widerwillen oder gar nicht getan hätte. Ich sehe jene Kindesantlitz, von denen die Freude des Forschens, des Erkennens, des freien Schaffens leuchtet. Und ein Schauder faßt mich vor den Fleißfabriken, da man Stumpfsinn züchtet.

Und woher der Geist jener wunderbaren Schulen? Zwei Wahrheiten nur, die man dort lehrt und die alt sind wie die Welt, die vor Hunderten von Jahren die Pädagogen schon tunkten. Zwei Wahrheiten, die man nicht nur lehrt, nach denen man handelt. "Nichts wollen wir hier treiben, was nicht im engsten Zusammenhang mit dem Leben steht, nur was das Leben täglich von uns fordert." Wir haben nichts zu tun mit Formeln und Regelwerk, mit trockenem Stoff von Fluß- und Ländernamen und Einwohnerzahlen, mit Hunderten von Bibelprüchen. Wir sehen offenen Auges in die Natur, in die Werkstätten, auf die Straße, wir erkennen die Schönheit der Natur, die Wunder der Technik, die Macht und Ohnmacht des Menschen. Wir erkennen die Heimat, lernen sie achten und gewinnen sie lieb. Wir prüfen und wägen, loben und tadeln, heißen gut und verurteilen, wir erfinden und entdecken. Nicht trockenem Wissen wollen wir. Wir denken!

Und zum andern: "Fleiß ist Freude an der Arbeit, lebendiges Interesse, und das hat ein jeder." Jeder! Ich bin so legerlich zu sagen, daß es angeborene Trägheit nicht gibt, daß jedes Kind lebendiges Interesse hat, das niemand zu weiden braucht, das man nur nicht totschlagen darf. Nicht wahr, das ist gedankenlos, wenn man sagt: "Fleiß ist die freiwillige Tätigkeit des Menschen", und man will ihn mit Strafen zu der "freiwilligen Tätigkeit" zwingen. — Ehe es sich die Schule nicht abgewöhnt hat, bei Fleiß an heulend hüffende Jungen zu denken, hinter denen der Vater mit dem Knüttel steht, eher wird es nicht vorwärts gehen. Wir müssen lernen, wieder lernen, beim Fleiß ein Bild des Sonnenscheins zu sehen, der auf den Flügeln eines forschenden Kindes ruht, das eine neue Wahrheit fand, das eine Arbeit vollbracht. Fleiß ist Freude an der Arbeit, mit jenem feinem Empfinden, sinnigen Wort: Schaffensfreude. W. Os.

Kleines Feuilleton.

Eine Europäerin als Chinesin. Von ihrem abenteuerlichen Leben in China erzählt eine Engländerin in einer englischen Monatschrift. Sie verheiratete sich als 18-jähriges Mädchen in Australien mit einem Chinesen, folgte dann ihrem Gatten in seine Heimat und verbrachte dort drei schreckliche Jahre. Der chinesische Ehemann wohnte nämlich in dem Dorfe Latha in der Provinz Tungkun, und als die Engländerin, die zur Chinesin geworden war, dort ankam, ergab sich, daß Europäer völlig unbekannt waren. Man betrachtete sie wie ein Wunderkinder, die Schwiegereltern waren erstaunt, daß die junge Frau sie nicht auf chinesische Weise begrüßte, und als die Engländerin ihr neues Heim kennen lernte, war sie entsetzt: es war eine schamige Parade, die in Europa kaum als Schweinestall gegostet hätte. Hier mußte sie nun wohnen! Sie suchte sich den chinesischen Sitten anzupassen, so gut es ging, allein mit der Kleidung konnte sie sich nicht abfinden, es war ihr unmöglich, im Tempel den Ahnen zu opfern, und überdies verstand sie selten, was man von ihr wollte, denn sie sprach kein Wort Chinesisch. Innerhalb mehrerer Monate erlernte sie die Landessprache. Als sie gerade so weit war, daß sie sich Chinesisch verständlich machen konnte, erkrankte sie an den Malaria und genas doch wieder, obwohl kein Arzt ihr beistand. Es scheint, als ob ihr Gatte inzwischen ihrer überbrüssig geworden wäre, denn sie erlaskte eines Tages ein Gespräch, aus dem sie entnahm, daß ihre Schwiegereltern eine neue Frau für ihren Sohn ausgesucht hätten. Die Schwiegereltern leugneten das zwar, aber nach ein paar Wochen war die neue Frau plötzlich da, und die Engländerin mußte sich mit dieser Tatsache abfinden. Die Lage wurde immer unhaltbarer, die Engländerin erfuhr, daß die zweite Frau sie vergiften wollte, und ihr Gatte, der ihr bis dahin in herzlicher Liebe zugetan war, zeigte sich äußerst kühl gegen sie, obwohl sie ein Kind erwartete. Eines Tages kam ihr ein guter Gedanke: sie schlug ihrem Manne vor, nach Hongkong zu gehen, und der Gatte, der sich hier von großen geschäftlichen Gewinn versprach, ging darauf ein. Das Ehepaar zog also nach Hongkong, der Mann lag dort seinem Handwerk, der Tochter, ob, und seine Frau unterrichtete abends in einer Schule. Die Engländerin wandte sich von Hongkong aus an den britischen Konsul in Kanton, der aber konnte ihr nicht helfen, weil sie nach chinesischem Rechte verheiratet war. Die Stunde der Befreiung schlug für sie, als sie eines Tages beim Nachhausekommen ihren Gatten nicht mehr antraf, er war mit seinen beiden Kindern, auf die die Familie mittlerweile angewachsen war, in die Heimat abgereist und seine englische Frau hat seitdem weder ihn noch die Kinder wiedergesehen.